

Abschlussbericht Anna-Lena, Tansania

„Hey, wie wars eigentlich in Afrika, Anna-Lena?“

Oft schon wurde mir diese Frage in den drei Wochen, die ich seit meiner Rückkehr aus Tansania nun schon wieder in Deutschland bin, gestellt. Noch immer fällt mir die Antwort nicht leicht: Schön? Lustig? Aufregend? Heftig? Anstrengend? Umwerfend? Traurig? Herausfordernd? Unvergleichlich?

Wie fasst man die neun erlebnisreichsten Monate seines Lebens in nur einem Wort oder wenigen Sätzen zusammen?

Noch etwas stört mich an dieser schwierigen Frage: Das Wort „Afrika“. Ich weiß nicht, wie es oder was in Afrika war. Ich für meinen Teil kann nur von Tosamaganga, einem kleinen Dorf im Süden Tansanias berichten.

Dort habe ich nun ein dreiviertel Jahr lang mit meiner Einsatzstellenpartnerin und inzwischen guten Freundin Annika Schober gelebt und gearbeitet. Wir haben anfangs zu dritt mit einer jungen Tansanierin, später zu zweit, ein kleines einfaches Häuschen bewohnt. Erstmals war es der Fall, dass Freiwillige so nahe am Krankenhaus und damit auch so nahe bei den Teresianerschwestern, die dort im Krankenhaus arbeiten, und anderen Angestellten des Krankenhauses, gewohnt haben. Für uns war das eine große Chance.

Wir haben von Anfang an vermieden, zu viel mit anderen „Wazungu“ „Weißen“ zu machen, da uns der Austausch und Kontakt mit Tansaniern sehr wichtig war. In Tosamaganga hatten wir dazu wunderbare Voraussetzungen. Es war schon ein Vorteil, dass unser Arbeitsweg ins Krankenhaus nur wenige Minuten betrug und wir sogar bei Notfalloperationen am Abend zusehen durften, wenn wir das wollten.



Ich arbeitete etwa fünf Monate auf der Geburtsstation und wechselte dann, um noch etwas Neues kennen zu lernen, auf die Frauenstation. Pünktlich um 7.30 Uhr begann mein Arbeitstag und endete vorläufig um 14.00 Uhr, bevor nachmittags noch eine Stunde Computerarbeit auf uns wartete.

Anfangs war die Arbeit eine große Herausforderung. Die Krankenschwestern und Schülerinnen gaben sich große Mühe mit mir. Sie nahmen mich herzlich auf und hatten viel Geduld. Wenn mein Kiswahili nicht ausreichte, erklärten oder zeigten sie mir

bestimmte Vorgänge so lange, bis auch ich endlich verstanden hatte. Nach und nach wurden mir die Abläufe vertraut, so dass ich viele Aufgaben hatte. Besonders zu Beginn stellte ich mir ab und zu die Frage: „Was bringe ich den Menschen hier schon? Das könnte ein Einheimischer vermutlich viel schneller verstehen!“

Doch im Nachhinein weiß ich, dass es nicht nur darum geht von Anfang an alles zu können und zu wissen. Es hat den Arbeitern großen Spaß gemacht, mir etwas erklären zu können. In das Tosamaganga Hospital kommen hin und wieder Europäer, die dann aber jeweils eher die belehrende Seite einnehmen. Es ist eine ganz neue Erfahrung für die Menschen dort, dass sie uns etwas erklären können. Ich lernte viel Praktisches, da die Aufgaben dort ganz andere sind als die der Krankenschwestern in Deutschland. Die Pflege und Versorgung der Kranken wird von den Angehörigen übernommen, sodass das Krankenhauspersonal nur für medizinische Tätigkeiten wie Blutabnahme, Katheter legen oder Wundversorgung zuständig ist. Ich lernte viel Praktisches und war schließlich

in der Lage sehr selbstständig zu sehen was zu tun ist und es zu erledigen. So war ich zumindest nach der Eingewöhnungsphase sicherlich eine willkommene Hilfe bei der Arbeit auf Station. Auch die Chefärztin Sr.Sabina war sehr dankbar für unsere Unterstützung mit der Computerarbeit, bei der wir Tabellen mit Patientendaten abtippeten. Sie hätte das wohl sonst alles selbst bewerkstelligen müssen.



Natürlich bin ich mir trotzdem bewusst, dass letztendlich ich es bin, die am meisten von diesem Projekt profitiert hat. Ich habe nicht nur die praktischen Tätigkeiten im Krankenhaus gelernt, die mich in meinem Berufswunsch Ärztin zu werden sehr bestätigt haben, sondern auch unheimlich viel von den Menschen dort gelernt.

Ihre Offenheit und die Herzlichkeit, mit der ich von ihnen aufgenommen wurde, werde ich nie vergessen.

Gerade weil wir die ersten Freiwilligen waren, die so nah bei den Arbeitenden dort gewohnt haben, mussten wir uns in gewisser Weise erst bemerkbar machen und vor allem unser Interesse an Kontakt bekunden. Immer wieder haben wir uns etwas Neues einfallen lassen, um zu zeigen, wie viel zum Beispiel die Schwestern uns bedeuten. Die Beziehung zu ihnen wurde immer intensiver und so ist mir der Abschied von ihnen und manchen anderen sehr schwer gefallen. Ich habe in diesen Monaten so viel gelacht und mein Bild von Nonnen hat sich grundlegend geändert. Doch zusammen Lachen ist leicht, schwerer ist das gemeinsame Aushalten von Traurigkeit. Aber auch das habe ich erlebt.

Nie hätte ich vor meinem Abflug erwartet, auf Menschen zu treffen, die mir mit Tränen in den Augen von einem Todesfall in der Familie erzählen oder mich am Ende der neun Monate gleich zweimal verabschieden und mir in einem Brief schreiben, ich sei wie eine Schwester für sie.

Ich habe lange angezweifelt, dass Freundschaften trotz der grundlegenden Kulturunterschiede möglich sind. Und nun habe ich Freundinnen in Tosamaganga, zu denen ich versuchen will mit Briefen und Telefonaten Kontakt zu halten. Von denen ich auch hier in Deutschland erzählen werde, um etwas von der Lebensanschauung an einem anderen Fleck der Welt weiterzutragen.



Doch nicht nur die Herzlichkeit, die mir so oft und auf berührende Weise begegnet ist, auch der starke Glaube, den ich erlebt habe, beeindruckt mich. Mit welcher Selbstverständlichkeit die Einwohner Tosamagangas zur Kirche strömen und wie Gott im Alltag eine Rolle spielt. Nachdem ich ein Kind entbunden hatte, kam es nicht selten vor, dass die Mutter sich mit „Gott segne dich, vielen Dank!“ auf den Heimweg machte.

Auch in dieser Hinsicht habe ich viel gelernt. Ich möchte versuchen, mir diese Selbstverständlichkeit des Glaubens zu bewahren und

daraus Kraft schöpfen. Der tägliche Messebesuch fehlt mir sehr und besonders genoss ich sonntags die Vesper, das Abendgebet, das unter den Schwestern in ihrer kleinen Kapelle stattfand und an dem außer ihnen nur Annika und ich teilnahmen. Wie sie uns jeweils die richtigen Texte zum Sprechen oder Singen aufschlugen, zeigte ihre Freude über unsere Teilnahme.

Doch nicht nur, um den Bewohnern/Innen dort näher zu sein, besuchte ich regelmäßig den Gottesdienst. Vielmehr habe ich dort einen Raum gefunden, in dem ich nicht nur die Glücksmomente reflektieren, sondern besonders auch Schweres verarbeiten konnte. Die Arbeit auf der Frauenstation hat dazu geführt, dass ich mit dem Thema „Tod“ stark konfrontiert wurde und auch die eigenen Grenzen, auf die ich immer wieder gestoßen

bin, waren eine Herausforderung und wären ohne die Möglichkeit der Reflektion und des Abgebens in der Messe vielleicht zu einem Problem geworden.

Besonders schön finde ich, dass, was Glauben betrifft, nicht nur ich etwas von den Tansaniern gelernt habe. Eine ältere Schwester namens Sr.Assumpta meinte während des Kompressenfaltens einmal: „Ihr habt uns viel beigebracht!“ Erstaunt fragten Annika und ich nach - was hätten wir ihnen schon beibringen können? „Ihr seid evangelisch und trotzdem immer in unsere katholische Kirche gegangen. Das hat uns alle sehr beeindruckt.“

So viel Liebe habe ich dort erfahren und so viele schöne Begegnungen erlebt, dass sich diese Frage „Wie wars eigentlich in Afrika?“ nicht in wenigen Worten beantworten lässt. Es war so schön und so bereichernd, dass mir der Abschied unheimlich schwer gefallen ist. Ich weiß, dass es für mich nun an der Zeit ist mit dem



Medizinstudium zu beginnen, um meinen Traum, Ärztin zu werden, verwirklichen zu können. Dennoch fällt mir das Einleben sehr schwer und ich merke, dass ich viel Zeit brauche.

Aber das Wunderbare trotz all der Sehnsucht ist, dass ich nun um so viel reicher bin als noch vor einem Jahr. Ich habe Menschen kennen gelernt, die wahre Vorbilder für mich sind. Der Gedanke an sie wird mir während des Studiums immer wieder Kraft geben, weiterzumachen. Und all die kleinen und großen Glücksmomente, Begegnungen und Erfahrungen werde ich in meinem Herzen bewahren. Ich trage nun einen Schatz in mir, der sich zwar vielleicht nicht erklären lässt, weil in Deutschland einfach so vieles anders ist, den mir aber niemand mehr nehmen kann.

September 2010